Nummer 71 Montag, 24. März 1924

Berliner Familien-Zeitung

Die verhängnisvolle Verkleidung

Von Rudolf Brook

An einem frühen Morgen wurde in dem die Stadt R. durchfließenden Fluß der Leichnam eines unbekleideten Mannes entdeckt. Eine große Wunde in der Kehle machte die Vermutung eines Selbstmordes hinfällig, zudem war der Körper völlig blutleer — ein Umstand, der durchaus nicht in Einklang mit der sehr frischen Wunde zu bringen war. Der Tote wurde bald als der ehemalige Richter Fuldes erkannt, ein Mann, der als begütert und ohne Feinde gegolten hatte. Da der Mord außerhalb seines Hauses, an einer weit entlegenen Stelle stattgefunden haben mußte, und da der Tote auch politisch kaum hervorgetreten war, erschien die Tat völlig rätselhaft. Später wurde ermittelt, daß Fuldes zwei Tage vor seiner Ermordung ein ihm gehörendes Grundstück verkauft hatte und am Abend des der Entdeckung vorausgegangenen Tages zu einer Verabredung gegangen war. Man hatte ihn zuletzt kurz vor acht Uhr aus dem Hause gehen gesehen, mit einem kleinen Paket unter dem Arm und in der rechten Hand seinen Stock haltend. Der Stock und ein zerrissenes Taschentuch wurden in der Nähe der Wohnung eines übel beleumundeten Ehepaares Bankal gefunden, das, wie man munkelte, eine Art Absteigequartier unterhielt. Das Ehepaar wurde verhaftet. Bei der Durchsuchung der Wohnung wurde eine mit Blut besudelte Weste des Mannes gefunden, an der man offenbar versucht hatte, die Blutflecken mit einem Messer abzukratzen. Später wurden Aeußerungen der zehnjährigen Tochter Martha bekannt, die aber so ungeheuerlich klangen, daß sie sowohl ihres Inhaltes wie der Tatsache halber, daß sie ein zehnjähriges Kind, und zudem gegen die eigenen Eltern machte, nicht für glaubhaft und für das Produkt einer krankhaft erregten Phantasie erachtet wurden. Sie blieben vorläufig ohne Beachtung. Die im Bankalschen Hause wohnende Anna Bernott wurde ebenfalls verhaftet, weil sie zu einigen Personen geäußert hatte, der Mord sei außerhalb der Stadt in irgendeinem Vorgarten, und nicht aus Eigennutz geschehen. Die Angelegenheit blieb ab ungeklärt.

Da schien plötzlich eine neue Entdeckung neues Licht über die Vorgänge zu werfen und Persönlichkeiten in die Untersuchung zu ziehen, die vorher jenseits jeden Verdachtes gestanden hatten. Es wurde bekannt, daß Janson, ein begüterter Wechselagent und Verwandter des Fuldes, am Morgen nach dem Verbrechen in sehr früher Stunde das Haus des Ermordeten aufgesucht hatte und dort, anstatt der Witwe sein Beileid zu bezeigen, in die oberen Räume gestiegen war, um mit Hilfe eines Beiles den verschlossenen Schreibtisch des Ermordeten zu erbrechen. Er entnahm ihm einen mit Geld gefüllten Beutel und ein Geschäftsbuch, sagte jedoch nichts davon der Witwe, sondern äußerte nur flüchtig zu einem Bediensteten, der ihn mit dem Beutel in der Hand sah: „Ich nehme diese Sachen an mich, da sie ja doch versiegelt würden."

Am gleichen Vormittage war Bastian, ein reicher Landwirt und ebenfalls Verwandter des Fuldes, erschienen. Er klopfte an die Haustür und fragte, mit offensichtlich verstörter Miene, ob Fuldes zu Hause sei. Zu dieser Zeit wußte noch niemand von dem Verbrechen. Auf die erschrockene Gegenfrage des öffnenden Mädchens machte Bastian eine Bewegung zum Munde und sagte: „Ach, ich habe mich wohl geirrt. Aber es ist besser, alles zu verschließen." Darauf stieg er rasch in das Arbeitszimmer des Ermordeten hinauf, gefolgt von dem Mädchen, das er aber nicht dazu aufgefordert hatte. Er trat an den Schrank, in dem Fuldes gewisse Papiere aufzubewahren pflegte, verschloß ihn und steckte den Schlüssel ein. Er wollte auch das Zimmer zuschließen, als ein anderes Zimmermädchen erschien, um die Vorhänge zurückzuziehen. Bastian öffnete wieder die Tür und setzte sich. Dabei fiel ihm etwas vor die Füße, das er mit dem Ausdruck lebhaften Erstaunens aufhob. „Das ist ja ein Schlüssel", sagte er, und fuhr dann fort: „Nun, stecken wir ihn zu den anderen." Der Schlüssel wurde aber vom Mädchen als derjenige zum Sekretär ihres Herrn erkannt, den dieser niemals von sich gab.

Diese Aussagen der Bediensteten erfuhren weitere Bestätigungen. Man hatte Janson am gleichen Tage mit seiner Frau, einer Schwester des Bastian, im Hause des Ermordeten gesehen. Auf dem Wege dorthin teilte man ihm den Mord mit. Er zeigte weder Bestürzung noch Trauer. Als jemand in sehr heftige Erregung über die Tat geriet, meinte er, fast ungeduldig: „Was soll ich denn noch tun!" Von Bastian stand fest, daß er am Abend des Mordes in der Stadt gesehen worden war. Einige wollten sogar von einem Rendez-vous mit Fuldes wissen.

Bastian und Janson wurden verhaftet. Trotzdem wurde die Angelegenheit statt klarer immer verwickelter, denn außer diesen beiden wurden noch weitere Personen unter dem dringenden Verdacht der Mittäterschaft festgenommen. Diese waren die Männer Bach, Kolart, Bousquier und Meißner. Die Verhaftung des letzteren wurde durch die Aussage eines Bettlers veranlaßt, der in einem zum Hause Meißners gehörenden Stall an jenem Unglücksabend Unterschlupf gesucht hatte. Er hatte dicht vor der Stalltür das Geräusch heftigen Ringens gehört, wobei jemand mehrere halberstickte Schreie ausstieß. Ein anderer Zeuge hatte am nächsten Morgen mehrere Leute in derselben Straße gesehen, die einen Ballen oder ein größeres Paket zu tragen schienen. Sie machten vor Bankals Haus halt. Dann öffnete sich die Tür, doch war es nicht gewiß, ob es Bankals Haustür war. Eine wichtige Aussage machte ferner eine Frauensperson zweifelhaften Rufes, die im Bankalschen Hause wohnende Montel. Die kleine Martha hatte sie um ein Stück Brot gebeten. Als sie ein Messer nahm, um eine Scheibe abzuschneiden, wollte das Kind nicht essen, weil Fuldes mit diesem Messer getötet wäre!

Alle diese Angaben und Feststellungen reichten aber nicht aus, um auch nur einen der zahlreichen Verhafteten der Schuld oder Mittäterschaft zu überführen. Es schien fast, als könnte dieser Mord niemals aufgeklärt werden, da nahm die ohnehin schon verwickelte Angelegenheit eine neue überraschende Wendung.

Ein vorübergehend sich in R. aufhaltender Offizier war eines Tages bei Bekannten zum Essen geladen. Das Gespräch lenkte sich auf den rätselhaften Mord, und man erörterte die Wahrscheinlichkeit bestimmter, die Stadt durchschwirrender Gerüchte, daß eine Dame an der Mordtat beteiligt sei. Man nannte mehrere Namen, als der Offizier plötzlich laut sagte: „Sie stimmen nicht, denn ich weiß, wer es war!" Noch am gleichen Tage gelangte eine so bedeutsame Aeußerung zur Kenntnis des Untersuchungsrichters, der den Offizier sofort vorlud und von diesem erfuhr, er stütze seinen Ausruf auf ein Gespräch mit der Frau Manson. Er sei eines Abends mit dieser Dame spazieren gegangen, und im Laufe der Unterhaltung sei er auch auf die so aktuelle Mordgeschichte gekommen, insbesondere auf das merkwürdige Gerücht, daß eine vornehme Dame sich am Mordabend im Bankalschen Hause befunden habe und gezwungen gewesen sei, dort während der grausigen Mordtat zu bleiben. Er habe auch nicht verschwiegen, daß unter den Namen der mutmaßlichen Persönlichkeiten auch derjenige der Frau Manson genannt wäre. Frau Manson habe diese Mitteilung ziemlich matt zurückgewiesen, und als er — aufmerksam geworden — stärker in sie drang, habe sie zugegeben, tatsächlich dort gewesen zu sein. Sie habe auf der Torschwelle mit Frau Bankal gesprochen, als plötzlich ein großer Lärm, wie von vielen Personen verursacht, ertönte, und Frau Bankal sie in eine kleine Kammer stieß, die sie von außen zuschloß. Sie habe dort die größten Aengste ausgestanden; man habe sie aber schließlich wieder herausgelassen. Sie habe den Eindruck gehabt, daß jemand überwältigt würde. Noch jetzt leide sie an den Folgen des Chocs und müsse jeden Abend vor dem Schlafengehen alle Winkel und Ecken untersuchen. Der Offizier behauptete noch, Frau Manson gefragt zu haben, ob sie die Eintretenden und besonders Janson und Bastian erkannt hätte, aber sie habe dies verneint und hinzugefügt, daß sie die beiden kaum auf der Straße erkennen würde. Darauf habe er seinem Erstaunen Ausdruck gegeben, daß eine Eingeborene der Stadt zwei so bekannte Persönlichkeiten nicht erkennen könne, aber sie habe dies mit längerer Abwesenheit motiviert.

Diese Mitteilung mußte das größte Aufsehen erregen. Frau Manson, eine schlanke, blasse Frau, mit allen Allüren der großen Welt, gehörte zur ersten Gesellschaft der Stadt. Ihr Vater, ein ehemaliger Beamter, und ihr Mann, pensionierter Offizier, waren reich und erfreuten sich des besten Leumundes. Sie selbst, geistreich, etwas romantisch veranlagt, mit einem leidenschaftlich geschwungenen Munde und sehr großen, sehr dunklen Augen, war beliebt, besonders bei den jüngeren Herren, allerdings mit der Einschränkung, daß gewisse unkontrollierbare Gerüchte über ihre Lebensführung im Umlauf waren. Man munkelte, kombinierte, man hatte sie da und dort mit einem Offizier, mit einem Elegant gesehen, man sah sie im Herrensitz zu Pferde, in einem gewagten Ausschnitt im Theater. Vieles war möglich, vieles war wahrscheinlich, nichts war bewiesen.

Vor den Untersuchungsrichter geladen, gab sie zuerst die Richtigkeit der Aussagen des Offiziers zu, jedoch suchte sie weiteren Fragen beharrlich zu entgehen. „Was soll ich denn bezeugen, ich habe doch nichts gesehen und gehört!" rief sie immer wieder aus, und zum Schluß behauptete sie sogar, nicht im Bankalschen Hause gewesen zu sein.

Man entließ zunächst die sehr erregte Frau und bestellte sie auf den nächsten Tag. Die Beamten begaben sich mit ihr in das Bankalsche Haus, aber kaum waren sie eingetreten, als Frau Manson bleich wurde, taumelte und ohnmächtig zusammensank. Wieder zu sich gekommen, erkannte sie die kleine Kammer wieder, in die sie eingeschlossen war. Ein Beamter, der sich gleichfalls einschließen ließ, stellte fest, daß man ziemlich deutlich alles verstehen konnte, was im Nebenraum gesprochen wurde. Frau Manson war während der ganzen Untersuchung in höchster Erregung und rief einmal über das andere aus: „Lassen Sie mich hinaus, ich sterbe hier!" Man führte sie wieder in das Gerichtsgebäude, wo man ihre Erregung zur Erlangung weiterer Aussagen benutzen wollte, jedoch versicherte sie immer wieder, nichts bemerkt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

1.

Gewirr verdrossener Straßen sieht auf Bahnen
Der Arbeitsflut mit stumm verhaltenen Klagen.
In harten Menschenschritt und Schrei der Wagen
Klingt bebend Sang von Steinen dumpfes Mahnen.

Zerbrochen hoher Flug der stolzen Ahnen,
Die Herrscherwillen in die Welt getragen,
In Sturm und Feuer Waffentruß zerschlagen,
Zerflattert und gesunken alte Fahnen.

Ich lese Schmerz und Scham in deinen Zügen,
Du Stadt, gebaut von wirbelnden Gedanken,
Mit Prunk und Größe Herzen zu betrügen,

O Stadt, erstarrt in deines Volks Erkranken,
Versunkener Tage steingewordenes Lügen,
Gedrängt in der Geschichte engste Schranken.

2.

Wir aber wollen dieser Stadt erhalten
Aus Volksvergangenheit des Große, Echte,
Und Städtebau der freien Zukunft flechte
Besitz der Jungen in den Traum der Alten.

Wir aber wollen diese Stadt gestalten
Nach den Gesetzen heißerstrittener Rechte
Zu Burg und Tempel größerem Geschlechte
Und Freiheitsdauer hoch und weit entfalten.

Zerbröckelt mag auf offenen Wegen liegen
Geziertes Spiel von tänzelnden Figuren
Und Märchenspuk von Schlachten und von Siegen.

Auf der Vergangenheit zertretenen Spuren
Soll Kraft des freien Volks sich köstlich wiegen
Und Stadt vermählen mit des Frühlings Fluren.

3.

Die Adler auf den grauen Zinnen frieren
Und sehen bekümmert auf die Menschen nieder.
Wir wollen jetzt ein lustiges Gefieder
Als rotes Steingebild von Wappenfieren.

Und gilt es, Werk von Menschenhand zu zieren,
Dann finden wir der Schönheit Formen wieder,
Doch nie und nimmer soll in Freiheitslieder
Symbol zerstampfter Knechtschaft sich verlieren.

Nicht Kronen, Hexen sind die hohen Zeichen
Der Republik und Sinnbild sei geschrieben,
Dem keiner Zeit Gesetz befiehlt zu weichen.

O lerne, Hoheit Volk, dies Sinnbild lieben
Zum gleichen Menschenantlitz und im gleichen
Gewaltigen Schritt, von Menschenlust getrieben.

4.

Uns traf des Morgens erstes Dämmergrauen,
Auf daß wir bang in schwarzen Winkeln harrten,
Die wir auf Wände unserer Armut starrten,
Wir dürfen froheren Blicks zur Sonne schauen.

Wir werden gründen und wir werden bauen.
Wir werden dulden und wir werden warten.
Im Fernen schläft ein farbentrunkener Garten
Und hellster Tag wird reinster Freude Traum.

O Stadt, gehemmt im ernsten Spruch der Zeiten,
Erstarrt in zuckender Gewalten Sterben,
Du wirst mit deinen Menschen siegreich schreiten.

Unseliger Tage leidgepaßte Erben
Wirst du im Festgewand die Wege leiten
Um letzten Stein als Gut und Recht zu werben.

Der Aussenseiter

Von Hajo v. Appenskjold

Das letzte Abendrot eines Sommertages beschcint einen Spielplatz, der zwischen zwei der engen Straßen im Norden Berlins liegt. Er ist nicht groß, eingekeilt zwischen zwei Häuserreihen und zwei Straßen, schmutziger Sand und zertretenes Gras und Bäume, die wohl Schatten spenden, aber bei denen man sich verwundert fragt, ob sie so düster dort draußen aussehen, wo keine Straßenbahnen fahren, wo keine solche langen Mietskasernen stehen, wo breit und voll die Sonne scheint, und es lustige Vögel gibt und man selber lustig ist.

Aber das alles macht den Kindern dieser Gegend nicht viel aus, sie sind, trotzdem sie genau wissen, wie schön es sein könnte, froh, sie lachen, sie prügeln sich und klettern auf die Bäume. Sie vergessen die dunklen Häuser, die engen Wohnungen, und den Straßenlärm übertönen sie noch mit ihren jungen Kehlen. Ja, hier kann man spielen und herumtollen, ohne Angst zu haben, etwas zu zerbrechen.

Jetzt, wo die Sonne untergegangen ist, entfernten sich die Kinder langsam unter Necken, Nachrennen und kleinen lustigen Tollheiten. Die Schärzen sind beschmutzt, und die paar Barfüßler haben schwarze Beine bekommen. Einige konnten sich von irgend etwas, was sie sich in ihrer Phantasie in einer Sandkiste gebaut hatten, nicht trennen, aber dann sprangen sie plötzlich darüber her, als hätten sie es nur so langsam und so kunstvoll gebaut, um es so herrlich zu zerstören. Auf den Bänken saßen einige Männer, die das werktätige Leben ausgespien hat und nun mit irgendeinem Leiden behaftet den Tod erwarten, einige Mütter mit ihrem Kleinsten auf den Arm, die die Zeit über ihre elenden Schwatzereien vergaßen.

Auf den weiter zurückliegenden Bänken vergnügten sich Pärchen, die die lusterfüllte Luft eines Sommerabend zusammenführt und die sich zu solcher Stunde leicht zu allem verführen lassen. Auf einer dieser Bänke erwachte gerade, aufgestört durch den Lärm der abziehenden Kinder, ein junger Mann zur besonderen Freude eines Liebespaares, das still hoffte: „nun wird er endlich fortgehen", um sorglos sein Liebesspiel zu beginnen.

Dieser junge Mann hatte sich dort vor einiger Zeit hingesetzt und war vor Ermüdung eingeschlafen. Warum er sich dahingesetzt hatte? Er dachte nicht darüber nach. Er streckte seine Beine von sich und schlug sie übereinander, er rieb mit seinen zarten Händen seine verschwollenen Augen und fuhr plötzlich in die Rocktaschen, suchte und nahm einen Haufen ungeordneter Papiere und beschriebener Zettel heraus, besah sie und schaute geradeaus; seine Hände, in denen er die Papiere zusammendrückte, fielen nachlässig auf seine Knie.

Es war Fritz Hollger. Er war Student der Medizin. Er schlief dort in der Sonne anstatt bei seinen Büchern zu sitzen und sich auf sein Examen vorzubereiten, wie es sich gehört für einen ordentlichen jungen Mann, der später den verantwortungsvollen Beruf eines Arztes ausüben will.

Aber er war kein fleißiger Student, er war nicht brauchbar für systematisches Lernen, er liebte die Wissenschaften nicht. Sie sehen so, er liebte es, in der Sonne zu sitzen und zu schlafen. Ist das eine Art?

Aber zu seiner Entschuldigung muß ich sagen, daß es für ihn heute ein besonders heißer Tag ist, haha, überdies ist er auch wirklich dort übermüdet zusammengebrochen. Und diese zusammengeknüllten Briefe dort in seinen Händen? Das sind Briefe seiner Freunde, herrliche Briefe mit gewissen Anspielungen, Geld zurückzugeben und möglichst sofort, man wüßte andere Wege sonst. Ja, man wußte andere Wege. Er errechnete sie, er errechnete, daß es zu Ende sei mit ihm, mit allem. Er hatte eine eigenartige Bewegung gegen den Mund mit seiner Hand dabei gemacht. Eine sonderbare, höchst seltene Bewegung.

„3000 Mark" sagte er vor sich hin, „3000 Mark ist doch nicht viel und darum braucht es auch nicht zu sein. Freilich kommt ja das andere hinzu und dann wäre es vielleicht doch wert. Aber um 3000 Mark, um lumpiges Geld. Nein und nochmal nein!"

Er hatte nichts, wie soll man als Student auch nur einen Pfennig erwerben; aber für seinen Vater ist es eine Bagatelle, eine Summe, von der man nicht redet. Aber ihn bitten? Von ihm Ermahnungen, Verweisungen, höhnische Redensarten hinnehmen? Das sind die 3000 Mark nicht wert, das sind die Gläubiger nicht wert, das ist ihm sein Leben, sein Kopf nicht wert.

Aber könnte er nicht hingehen und einen Freund, seinen Kameraden Lorenz fragen, ihn, den er nie um Geld bitten konnte, dem er immer vorlog, wie gut es ihm ginge? Oder seinen Vetter, den leichtsinnigen Burschen, der sein Geld den Weibern in die immer offenen Hände steckte? Ja, erklären mußte er wohl, wenigstens so oder so. Aber da kann man einige geschickte Worte machen; vielleicht kann es doch noch eine Rettung aus diesen Wirrnissen geben!

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortliche Redakteure für Politik, Feuilleton und die Beilagen: Alfred Müller-Heyn; für Groß-Berlin u. h. Übr. Teil d. Blattes: Heinrich Heppenheimer; für den Inseratenteil: Paul Gräß; sämtlich in Berlin.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.
Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.